Mundartdichtung

Autor(en): **Bächtold, J.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **57 (1962)**

Heft 1-de

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mundartdichtung

Traugott Vogel: *Täilti Liebi*. Geschichte us em Züripiet. Verlag Sauerländer, Aarau 1961.

Der schlanke Band ‚Täilti Liebi‘ des Zürcher Dichters Traugott Vogel, der sich von jeher für die Mundart einsetzte, enthält ein halbes Dutzend Geschichten und in einem zweiten Teil ebensoviele Episoden und Betrachtungen, die unter dem Titel ‚Broothröösmeli‘ zusammengefaßt sind.

Mit Ausnahme der Geschichten ‚Täilti Liebi‘ und ‚Zwoo Muetere‘ sind die anderen Erinnerungen aus Vogels Jugendzeit und Erlebnisse aus seiner Lehrertätigkeit. Damit bleibt er in der bewährten Tradition eines Großteils der Dialektdichtung, die gerne das Zurückliegende darstellt. Diese Erinnerungen sind die abgerundetsten Erzählungen, deren Sprache auch dem Stoff gemäß ist.

In der Erzählung ‚Täilti Liebi‘ greift Vogel das Motiv des Mannes zwischen zwei Frauen auf. Der weiche, in starker Abhängigkeit von seiner Mutter stehende junge Mann läßt sich eine Frau aufzwingen, obschon er eine andere liebt. Ein Gentleman's Agreement zwischen den Eheleuten ermöglicht es dem Ehemann, die platonisch Geliebte zu besuchen. Aber die Ehefrau, die ihm Kinder geboren, hält diesen Zustand nicht aus und geht in den Tod. Damit ist der Weg für die Zurückbleibenden frei. Das an sich dankbare und heikle Thema scheint mir etwas zu spielerisch und stellenweise zu verniedlicht behandelt zu sein. Es bleibt alles zu sehr an der Oberfläche haften. Auch die Sprache bewegt sich zu sehr in Diminutiven. Sich wiederholende Wendungen wie ‚wäiß de Gugger, jeegerli, gäled‘ usw., die die Verbindung zwischen dem Erzähler und Zuhörer herstellen sollen, verharmlosen nicht selten eine ins Wesentliche weisende Situation. Das trifft auch für die Geschichte ‚Zwoo Muetere‘ zu. Da ist z. B. von ‚Bägglene‘ eines Sechzigjährigen die Rede, der ‚sys Müüli püschelet‘. Gefährlich wirken Stellen wie etwa die folgende: «Deet sitz di ledig Mueter a der Sune, unschuldig wien en Ängel, mit em Toorli im Arm, und s Chindli hät s Tüümeli im Schnöiggeli und nüggelet. Es Bildli wie vom Albert Anker.» Eine Frau mit einem Säugling im Arm ergäbe doch eher ein Bild, und warum muß auch Albert Anker verniedlicht werden, dessen Werke doch keine ‚Bildli‘ sind. Ist diese ‚ledig Mueter‘ Dirne, Diebin, Heimatlose, die mit allen Mitteln des Weibes einen alten Witwer an sich bindet oder eine harmlose Person? Es liegt doch sicher nicht in der Absicht des Dichters, solche Fragen in der Schwebe zu lassen, und vielleicht ist er erstaunt, daß beim eindringenden Leser das Gefühl sich einstellen kann, die Geschichte gleite ins Süßliche ab. Daran ist sicher nicht der Dialekt schuld, der durchaus dichterische Werte hergeben kann. Man braucht sich nur daran zu erinnern, wie z. B. Paul Haller in seiner Dialekttragödie ‚Marie und Robert‘ den Konflikt zwischen der verheirateten Marie und ihrem früheren Geliebten in aufwühlender Weise darstellt und dem Dialekt eine Kraft des Ausdrucks gibt, wodurch die Auffassung, die Mundart sei nicht fähig, Entscheidendes zu sagen, widerlegt wird. Das weiß wohl auch Traugott Vogel, aber gerade in seinen zwei Hauptgeschichten vermag er uns davon nicht zu überzeugen.

Josef Hug: *Valtilenz*. Geschichten in der Mundart von Untervaz. Volksverlag Elgg 1961.

Josef Hug gab 1959 im Selbstverlag ‚S Gmäiguet‘, Geschichten aus Untervaz heraus. Der neue Band ‚Valtilenz‘ spielt wieder in seinem Heimatdorf. Seine Geschichten sind in dem Sinne volkstümlich, als sie nicht für das Volk,

sondern aus ihm heraus geschrieben sind. Josef Hug, der Korbflechter, trägt die dörfliche Welt in sich, überschaut sie aber. Er entdeckt in ihr Menschen, die sich von ihrer Umgebung abheben: Abseitige, Mißverständene und auch Gehetzte, deren Leben er gestaltet. Da ist z. B. Valtienz, das einsame, von allen verspottete Armeleutekind, ein mit der Natur verbundener Einspänner, dessen Leben und Tod ein Opfergang ist. Da ist die wegen ihres andern Glaubens als Hexe verschrieene Haidaggergreet, deren Tun immer mißdeutet wird. In diesen einfachen Menschen lebt und wirkt eine natürliche Menschlichkeit, die gegen Unvernunft und Gleichgültigkeit Stand hält und sich durchsetzt. Hug erzählt schlicht und entwirft gleichzeitig ein lebendiges Bild der Dorfgemeinschaft. Ein Stück Dorfkultur mit ihren Licht- und Schattenseiten wird lebendig.

Hug beherrscht seinen Dialekt, der ungeziert, natürlich und sauber wirkt. Man hat das Gefühl, als könnte er nur in ihm so selbstverständlich erzählen. Er kennt auch genau seine Grenzen, die er nie überschreitet. Das alles macht den Reiz dieser einfachen Geschichten aus.

Eine kleine Probe:

«Ja, i gsääna iez na vormer, däa Lenz, wien er dööt in däm Winggel gsässa isch in syna grauzüügena abgschaabeta Hoosa und em bruuna, an da Ermel verfranzleta Tschoopa. So hät mena albig gsäaha ummalauafa, am Suntig und am Wächtig. Ganz aisittlig wie mit Laufe, isch er au hääragssäsa. Sy langlächts bruus Gsicht mit da spitziga Chnöodli in da Bagga isch aahigrichtet gsy, gega syna uugwäschna Huet uf da Chnöü. Wien em niemet Acht ggy hät in der Stuba, isch är mier aso verlassa vorchuu und a großes Erbäärmisch isch in mer uufchuu. Aber hüt, wänn i zruggdängga, bin i etsches im Zwyfel ob däa Lenz, ygschpunna in syni Wält wien er gsy isch, nit glügglicher gsy sy chännt aß mier alli zämma.

. . . Mier häts zwar tötterlet ywännig, vor em Haiguu. Aber wo däa Lenz s Chrüz gmacht und aagfange hät preediga, isch mier nüüt anders mäa z Sinn chuu. Syni Auga sind ganz grooß und glesig worda, händ wit ussi gluegt über d Stuba und über d Zit ina ganz anderi Wält. Zeerscht hät etscha aina der ander aagschtoosa und glacht. Aber naa und naa isch es stilla worda unter dänn ruuchgwänta Maana. Es häts gschuderet vor däm Uihaimliga, wo us em Lenz ussa glüüchtet hät. Für a Toobelgaischt het mena chänna aaluega, wo chuu isch, dä Lüüt im Dorf d Sündä vorzheeba und na der Finger uufzhaa.

. . . Gega z letscht isch das Uihaimeligi vum Lenz wia abgeht. Syni Auga hän der Wäag us der Witi in d Stuba zrugg gfunda. In dia brüchig Stimm isch etsches Waiches yhitroot und syni Arma – häts aim dunggt – wetten alli Lüüt in der Stuba an sys Härz drugga. Dänn hät er ufs Maal wider s Chrüz gmacht und isch zur Tüür ussi.»

Dr. J. M. Bächtold